Richard Rorty

Zur Lage der Gegenwartsphilosophie in den USA*

Abstract: Analytic philosophy has taken for granted an account of the history of philosophy which jumps straight from Kant to Frege, leaving out Hegel and most of the nineteenth century. Such an understandig (e.g., that of Reichenbach's *Rise of Scientific Philosophy*) depends upon viewing philosophy as the solution of certain discrete and specific "problems" raised by e.g., discoveries in physics or mathematics. But the rejection of traditional positivist doctrines (those invoked by Reichenbach) brought about by the work of Wittgenstein, Quine, and others, makes this latter conception of philosophy difficult to sustain. Consequently, analytic philosophy has become a movement without a clear self-image and sense of mission. Its old ideological roots have been cut, and it now sustains itself through a sense of professionalism rather than by a sense of cultural or historical role. However, it still retains the Reichenbachian account of the history of philosophy. This has led to problems in American philosophy departments, particularly an unwillingness to regard Hegel, Marx, Nietzsche, Heidegger, and other "Continental" figures as being "really philosophers" and thus an unwillingness to include them in the curriculum.

1. Die analytische Philosophie und die Tradition

Wenn in einem Wissenschaftszweig revolutionäre Veränderungen stattgefunden haben, muß man eine revisionistische Geschichte dieses Fachs schreiben.

Für die analytische Philosophie hat Hans Reichenbach diesen Dienst in seinem Buch „Der Aufstieg der wissenschaftlichen Philosophie" (zuerst engl. 1951) geleistet. Dort wurde die Tradition in einer Weise betrachtet, die zugleich Quines geistreiche Bemerkung verständlich macht, derzufolge man sich aus zwei Gründen mit Philosophie beschäftigen kann: entweder, weil man an der Geschichte der Philosophie interessiert ist oder an der Philosophie selber. Reichenbach behauptet, und Quines Bonmot unterstellt, es sei die Hauptaufgabe der Philosophie, eine bestimmte Menge von Problemen zu lösen, die durch die Vorgehensweisen und Ergebnisse der Naturwissenschaften entstanden sind. Reichenbach skizziert das Ziel seines Buchs wie folgt:

„Es vertritt die Ansicht, daß philosophische Spekulation eine vorübergehende Phase bedeutet, die nur dann entsteht, wenn philosophische Fragen zu einer Zeit gestellt werden, welche noch nicht über die logischen Mittel zu ihrer Beantwortung verfügt. Es behauptet, daß es eine wissen-

* Vortrag, gehalten auf einem Symposion „Die Zukunft der Philosophie" im Rahmen des jährlichen Treffens der "Western Division" der Amerikanischen Philosophenvereinigung (APA) im April 1981. Aus dem Englischen übersetzt von Wolfgang R. Köhler. Der Übersetzer dankt Louise Rößka-Hardy für Hinweise. Eine englische Version wird erscheinen in R. Rorty, Consequences of Pragmatism: Essays 1972–1980, University of Minnesota Press 1982.

Analyse & Kritik 3 (1981), Heft 1, S. 3–22 © Westdeutscher Verlag, Opladen

schaftliche Einstellung in der Philosophie gibt und immer gegeben hat und will zeigen, wie aus dieser Einstellung eine wissenschaftliche Philosophie entsprungen ist, welche in der modernen Wissenschaft das Handwerkszeug dazu gefunden hat, Probleme zu lösen, die in den vergangenen Zeiten das Opfer blinden Ratens geworden waren. Das Buch will den Beweis dafür erbringen, daß Philosophie der Spekulation entwachsen und zur Wissenschaft geworden ist."[1]

Reichenbachs Sicht der Geschichte der Philosophie kann heute nicht mehr übernommen werden, weil er dabei natürlich die positivistischen Grundannahmen für richtig hielt, die jedoch in den letzten dreißig Jahren von Wittgenstein, Quine, Sellars und Kuhn auseinandergenommen worden sind. Trotzdem würden die meisten nachpositivistischen, analytischen Philosophen die Behauptung akzeptieren, die im letzten Satz des Zitats aufgestellt wurde. Sie würden nämlich der Ansicht zustimmen, daß die Philosophie in jüngster Zeit „der Spekulation entwachsen und zur Wissenschaft geworden ist". Ferner würden sie der Ansicht zustimmen, daß man die Philosophie als ein Fach ansehen müsse, in dem eine bestimmte Menge von dauerhaften Problemen in der Vergangenheit unbeholfen und arglos, in der Gegenwart hingegen auf eine bisher unbekannte exakte Weise zu lösen versucht wurde. Vielleicht ist man sich nicht darüber einig, welche Probleme gelöst, für nichtig erklärt oder einfach beiseite geschoben werden sollen. Außerdem könnte es der Fall sein, daß keine Übereinstimmung darüber besteht, ob – wie Reichenbach sich das dachte – die dafür benötigten Mittel von den Wissenschaften bereitgestellt werden sollten oder stattdessen von der Philosophie selber hergestellt werden müßten. Aber diese Unklarheiten sind gering, verglichen mit der breiten Übereinstimmung darüber, wie man die philosophische Tradition zu interpretieren hat.

Ich glaube, daß die Art und Weise, wie Reichenbach die Geschichte der Philosophie darstellt, schon einiges für sich hat. Aber bei jeder Rekonstruktion großer geschichtlicher Ereignisse kommt man nicht umhin, einige Episoden wegzulassen. Wenn man nämlich die Philosophie erstens als den Versuch betrachten will, das Wesen der Naturwissenschaften zu verstehen, zweitens als einen gleichzeitig mit den Naturwissenschaften blühenden Wissenschaftszweig und drittens als eine Wissenschaft, die jetzt zu befriedigenden Ergebnissen kommen kann, wo die Wissenschaften „erwachsen" geworden sind, dann muß man so tun, als ob „die Probleme der Philosophie" zum ersten Mal deutlich im 17. und 18. Jahrhundert formuliert worden seien, zu einer Zeit, in der die gerade aufgekommene Naturwissenschaft das Hauptinteresse der Philosophen bildete. Die Probleme der Philosophie betrafen damals hauptsächlich das Wesen und die Möglichkeit naturwissenschaftlicher Erkenntnis. Es handelte sich also um erkenntnistheoretische Probleme. Hat man erst einmal die Philosophie mit Erkenntnistheorie identifiziert, dann kann man auch das Versagen der griechischen sowie mittelalterlichen Philosophie erklären, diese erkenntnistheoretischen Probleme klar zu formulieren, indem man auf den primitiven Zustand der Wissenschaften vor 1600 hinweist und gleichzeitig die Beschäftigung der Griechen mit Politik und Poesie, sowie die christliche Gottestheologie als unphilosophisch und ideologisch abbürstet. Und schließlich kann man Kant als „den Höhepunkt der spekulativen Philosophie" (Reichenbach) ansehen und ohne weiteres das 19. Jahrhundert auslassen.

Demgemäß liegt nach Reichenbach ein ernstes Mißverständnis Kants vor, wenn man Hegel als dessen Nachfolger betrachtet. Vielmehr sei es so, daß „Hegels System die armselige Konstruktion eines Fanatikers ist, der eine einzige empirische Wahrheit erkannt und dann versucht hat, innerhalb des unwissenschaftlichen Logiksystems, das es gibt, aus ihr ein logisches Gesetz zu machen."[2] Nach Reichenbach gab Marx den Empirismus auf und übernahm leider „aus psychologischen Gründen" den Hegelianismus. Das 19. Jahrhundert dürfe man nicht als den Beginn einer Suche nach einem Sinn in der Geschichte ansehen, sondern als den Zeitraum, in dem Naturwissenschaftler und nicht Philosophieprofessoren diejenigen Probleme zu lösen versuchten, die von Descartes, Hume und Kant hinterlassen worden waren. Reichenbach äußert sich abfällig über Lehrbücher, in denen in dem Kapitel über das 19. Jahrhundert Fichte, Schelling, Hegel, Schopenhauer, Spencer und Bergson so dargestellt werden, als ob ihre jeweiligen Systeme dieselbe philosophische Kraft besäßen wie einige Systeme aus vorangegangenen Zeiträumen. Im Gegenteil muß man Reichenbach zufolge erkennen, daß

„die Philosophie der Systeme mit Kant (endet). Und es ist ein Mißverständnis der Geschichte der Philosophie, diese späteren Systeme zu behandeln, als ob sie auf dem gleichen Niveau wie Kants oder Platos System ständen. Die älteren Systeme drückten den Stand der Wissenschaft ihrer Zeit aus und gaben Pseudo-Antworten, als noch keine besseren Antworten möglich waren. Aber die Systeme des 19. Jahrhunderts sind zu einer Zeit aufgestellt worden, als schon eine bessere Philosophie im Werden war, und sie sind das Werk von Männern, die die philosophischen Ergebnisse der Wissenschaft ihrer Zeit völlig außer acht ließen und unter dem Namen Philosophie naive Systeme von billigen Verallgemeinerungen und Analogien entwickelten ... Historisch betrachtet sollte man aber diese Systeme besser mit dem Ende eines Flusses vergleichen, welcher nach streckenweisem Lauf durch fruchtbares Land schließlich in der Wüste versickert."[3]

Diese Darstellung der Philosophiegeschichte leuchtet selbst dann ein, wenn man durch Kuhn davon überzeugt worden ist, daß die Wissenschaft nicht so methodisch vorgeht, wie es immer angenommen wurde und wenn man durch Quine davon überzeugt worden ist, daß die von Reichenbach bestaunten „philosophischen Ergebnisse" meistens nur Dogmen waren. Die Dogmen kann man vergessen und dennoch das meiste in Reichenbachs Darstellung für richtig halten. Man kann auch der Ansicht sein, daß die Philosophie aus der Selbstreflexion der Naturwissenschaft entstand; daß jeder Versuch, ein nicht innerhalb der Naturwissenschaften erzeugtes Wissen als ein Wissen auszugeben, sich an den naturwissenschaftlichen Maßstäben messen lassen muß, und daß die Philosophie jetzt endlich ein wissenschaftliches Fach geworden ist. Ich glaube, daß die große Mehrheit der analytischen Philosophen diese Ansicht vertritt. Wenn jemand den Begriff „Philosophie" in dieser Weise definieren will, habe ich nichts dagegen. Ich glaube, daß eine solche Definition ebenso gut ist wie eine, die man erhielte, wenn man „Philosophie" als den Namen eines Fachs oder als eine Menge von Forschungsvorhaben oder als einen eigenständigen Kulturbereich definierte. Ganz gewiß gibt es eine Reihe von Problemen aus dem 17. und 18. Jahrhundert, die eindeutig philosophisch und im weitesten Sinne erkenntnistheoretischer Natur sind. Sie entstanden aus dem Bemühen, sich von der Wissenschaft ein wissenschaftliches Bild zu machen. Diese Probleme sind jetzt dank

des besseren Selbstverständnisses der Naturwissenschaftler ganz gut gelöst. Viele der von Reichenbach mit Geringschätzung erwähnten Systeme müssen nach meiner Ansicht eigentlich als Versuche betrachtet werden, den Status einer Wissenschaft zu erlangen, ohne wissenschaftliche Methoden nachzuahmen. Ich gebe Reichenbach besonders darin recht, die klassische Phänomenologie Husserls, Bergson, Whitehead, den Dewey von „Experience and Nature", den James von „Radical Empiricism", den neothomistischen erkenntnistheoretischen Realismus sowie eine Reihe weiterer Systeme aus dem späten 19. und frühen 20. Jahrhundert als erledigt zu betrachten. Bergson und Whitehead und die schlechten, „metaphysischen" Teile von Dewey und James sind für mich nur aufgeweichte Versionen des Idealismus, d.h. Versuche, „unwissenschaftlich" formulierte erkenntnistheoretische Fragen nach der „Beziehung zwischen Subjekt und Objekt" durch „naive Verallgemeinerungen und Analogien" zu beantworten, die eher ein „Gefühl" als eine „Erkenntnis" zum Ausdruck bringen. Die Phänomenologie und der Neothomismus scheinen ebenfalls anhand der Maßstäbe Reichenbachs beurteilt und als erledigt angesehen werden zu können. Beide haben vergeblich versucht, selber ein von den aufgeklärten Naturwissenschaften verschiedenes *Fach* zu werden, indem sie einem speziell „philosophischen", nicht-naturwissenschaftlichem Wissen das Wort redeten.[4]

Daher bin ich der Überzeugung, daß der Positivismus im allgemeinen und Reichenbach im besonderen der Philosophie in den USA einen großen Dienst erwiesen haben, indem sie zwischen der Philosophie als Darstellung oder Erweiterung (natur-)wissenschaftlicher Erkenntnis und Philosophie als etwas völlig anderem einen eindeutigen Trennungsstrich gezogen haben. Trotzdem möchte ich im Hinblick auf die Beziehung zwischen der analytischen Philosophie und der philosophischen Tradition zwei Fragen stellen:

(1) Kann die analytische Philosophie Reichenbachs Darstellung der Vergangenheit zusammen mit einer Beschreibung von Gegenwart und Zukunft akzeptieren, so daß dabei der analytischen Philosophie noch eine wichtige Rolle in der Kultur oder überhaupt eine Aufgabe zukommt?

(2) Was hat es mit „Philosophie als etwas völlig anderem" auf sich – mit der Arbeit von Philosophen, die nicht *den Anspruch erheben*, auch „philosophische Probleme zu lösen" oder „nicht-naturwissenschaftliche Erkenntnisse zu haben"? Was hat es mit der europäischen Konkurrenz auf sich: mit Heidegger, Foucault und ihren Vorläufern im 19. Jahrhundert? Was geht uns verloren, wenn wir sie aus der Philosophiegeschichte aussperren?

Im folgenden will ich versuchen, beide Fragen zu beantworten. Zunächst werde ich den augenblicklichen Zustand der analytischen Philosophie beschreiben, wie er sich dreißig Jahre nach dem Erscheinen von Reichenbachs Buch darstellt. Ich will zeigen, daß die analytische Philosophie sich nicht länger auf der Grundlage von scheinbaren „Ergebnissen" definieren konnte und sich damit begnügen mußte, ihr Selbstverständnis über einen gemeinsamen Stil zu gewinnen. Endlich, werde ich eine „europäische" Alternative zu Reichenbachs Geschichte des 19. Jahrhunderts andeuten.

2. *Die analytische Philosophie eine Generation nach ihrem Siegeszug*

Ungefähr zu der Zeit, als Reichenbachs Buch erschienen war, also in den frühen fünfziger Jahren, breitete sich die analytische Philosophie in den philosophischen Fachbereichen in den USA aus. Den bedeutenden Emigranten Carnap, Hempel, Feigl, Reichenbach, Bergmann, Tarski wurde die Achtung entgegengebracht, die sie verdienten. Ihre Schüler wurden an die renommiertesten Fachbereiche berufen und übten dort großen Einfluß aus. Wenn ein philosophischer Fachbereich sich diesem Trend nicht anschloß, verlor er an Ansehen. Um 1960 hatten sich neue Paradigmen in der Philosophie durchgesetzt. Man erließ auch eine neue Studienordnung für Philosophie, die es mit sich brachte, daß z.B. Dewey und Whitehead, die Abgötter der vorigen Generation, nicht mehr gelesen wurden, daß die Geschichte der Philosophie entscheidend vernachlässigt wurde und daß die Logik einen Stellenwert erhielt, den vorher die Beherrschung von Fremdsprachen innehatte. Aufgrund des Sputnik und einer Steigerung der Geburtenrate machten in den sechziger Jahren 300 % mehr Studenten ihren Doktor in Philosophie. Das hatte zur Folge, daß eine erhebliche Mehrheit der augenblicklichen Lehrer und Hochschullehrer für Philosophie im Sinne der Reichenbachschen Philosophiegeschichte ausgebildet wurde. Man erzog sie zu dem Glauben, daß sie das Glück hätten, den Anfängen eines neuen philosophischen Zeitalters beizuwohnen, dem Zeitalter der Analyse, in dem es schließlich exakt zugehen sollte. Man brachte sie auch dazu, diejenigen zu verachten, die sich für die Geschichte der Philosophie interessierten oder gar nur für Geistesgeschichte statt für die Lösung philosophischer Probleme. Mit Reichenbach gelangten sie zu der Überzeugung:

„Die Philosophen der alten Schule sind gewöhnlich in Literatur und Geschichte bewandert, aber haben sich nie die präzisen Methoden der mathematischen Wissenschaft zu eigen gemacht oder das beglückende Erlebnis gehabt, ein Naturgesetz mit all seinen Konsequenzen experimentell zu überprüfen."[5]

Entsprechend den Hoffnungen der ersten Generation logischer Positivisten hätte durch diese neue Generation eine bisher nie dagewesene Ära der Zusammenarbeit und der Übereinstimmung im Hinblick auf erreichte Resultate entstehen sollen. Das Gebäude des Wissens sollte endlich auf solide Grundlagen gestellt werden. Nichts dergleichen geschah. Heute, 1981, kommt einem das noch weniger als eine Vorhersage der Zukunft der Philosophie vor als 1951, als Reichenbach das schrieb. 1951 konnte ein graduierter Student, der (wie z.B. ich selber) sich der analytischen Philosophie widmete oder von ihr bekehrt wurde, immer noch glauben, es gäbe eine bestimmte Menge speziell philosophischer Probleme zu lösen, die jeder anständige analytische Philosoph als *die* herausragenden Probleme anerkennen würde. Außerdem konnte man damals erwarten, daß sich die analytischen Philosophen über erfolgreiche Lösungsvorschläge einigen könnten. Da gab es zum Beispiel das Problem des kontrafaktischen Konditionalsatzes oder das Problem, ob eine emotive Bedeutungsanalyse ethischer Ausdrücke annehmbar sei, oder das Problem der Analytizität (unmittelbar nach Quines herausforderndem Aufsatz „Zwei Dogmen

des Empirismus"). Diese Probleme paßten sehr gut mit der Sprache der Positivisten zusammen. Man konnte sie einfach als die endgültigen Reformulierungen von Problemen betrachten, die schon, wenn auch unscharf, von Leibniz, Hume und Kant gesehen wurden. Außerdem bestand Einigkeit darüber, wie die Lösung eines philosophischen Problems auszusehen hätte: zum Beispiel Russells bestimmte Beschreibungen, Freges Theorie über Sinn und Bedeutung, Tarskis Wahrheitstheorie. Alle Bedingungen einer im Kuhnschen Sinne „normalen", problemlösenden Wissenschaft schienen damals, als meine Generation jung war, erfüllt zu sein.

Wenn man diese Probleme und Paradigmen erwähnt, weckt man die Erinnerung an eine einfachere, strahlende, aber verschwundene Welt. Es gibt in den miteinander verzahnten „zentralen" Gebieten der analytischen Philosophie – der Erkenntnistheorie, der Sprachphilosophie und der Metaphysik – heutzutage ebensoviele Paradigmen wie große philosophische Fachbereiche. Was für eine Dissertation in Philosophie an der Universität von Californien als ein ernstzunehmendes Problem gilt, betrachtet ein Doktor der Philosophie der Universität Chicago oder Berkeley nicht als ein ernstzunehmendes Problem und umgekehrt. Wenn ein Problem in zehn von hundert „analytischen" philosophischen Fachbereichen zur gleichen Zeit en vogue ist, dann ist das schon ein außergewöhnlicher Erfolg. Heutzutage besteht die Szenerie aus einem Dschungel miteinander rivalisierender Forschungsprogramme, die mit den Jahren eine immer kürzer werdende Halbwertzeit erreichen. Die fünfzehn Jahre, die nach Reichenbachs Buch kamen, erlebten den Aufstieg und Untergang der „Oxford-Philosophie". Während der fünfzehn Jahre, seitdem die „Westküsten-Semantik" nach Osten schwappte und eine *translatio imperii* von Oxford zur Achse Los Angeles-Princeton-Harvard bewirkte (ca. 1965), haben wir einige kurze und leuchtende Augenblicke erlebt, in der die Zukunft der Sprachphilosophie klar für etwas ausersehen schien. Aber diese Lichtquellen haben sich verfinstert. Heute gibt es in den USA ebensowenig eine Übereinstimmung über die Probleme und Methoden der Philosophie wie 1920 in Deutschland. Vielleicht war damals jeder mehr oder weniger „Neu-Kantianer", doch die herrschende akademische Mode bestand darin, daß jeder *Ordinarius* sein eigenes System besaß und seine Studenten dazu brachte, die Probleme dieses Systems als „die wichtigsten Probleme der Philosophie" zu betrachten. Ganz ähnlich verhält es sich heute in den philosophischen Fachbereichen der USA. Es gibt keinen von allen Universitäten anerkannten Maßstab für philosophische Tätigkeit und auch keinen für „zentrale Probleme". Philosophen in den USA können nur darauf hoffen, daß sich Andy Warhols Versprechen erfüllt, daß jeder ein Superstar wird, jedenfalls für ungefähr fünfzehn Minuten.

Zugegebenermaßen ist die Lage in der Ethik und Sozialphilosophie anders als in den sogenannten „zentralen" Gebieten der Philosophie. Hier existiert Rawls' „Theorie der Gerechtigkeit" als ein allgemein gültiger Maßstab. Dieses Buch wird immer noch, und zwar zurecht, von allen für wichtig gehalten. Doch damit kann sich die analytische Philosophie nicht trösten, wenn sie auf der Suche nach ihrem Selbstverständnis ist oder nach ihrer Beziehung zu einer Tradition, welche die Reichenbachs bewahrt und auf den neuesten Stand bringt. „Eine Theorie der

Gerechtigkeit" umgeht einfach alle metaethischen Fragen, die für Reichenbach die einzige Verbindung zwischen Philosophie und ethischen Urteilen darstellten (vgl. dazu Reichenbachs Kapitel 17). Rawls' Buch geht direkt von Kant, Mill und Sidgwick aus, und daher hätte es auch geschrieben werden können, wenn der Logische Positivismus niemals entstanden wäre. Die „analytische" Philosophie kann auf dieses Buch nicht stolz sein. Es bringt nur sozialliberales Gedankengut am besten auf den neuesten Stand. Zufälligerweise wurde es von einem Philosophieprofessor geschrieben, doch wenn Rawls statt Philosophie Politikwissenschaft studiert hätte, wäre vermutlich ein sehr ähnliches Buch mit fast der gleichen Argumentation herausgekommen.

Es würde schwerfallen zu sagen, worin das Wesen der „Philosophie" besteht, so daß man erklären könnte, warum Marx, Kierkegaard und Frege bedeutende *Philosophen* des 19. Jahrhundert sind. Ebenso schwierig wäre es, eine Definition des Begriffs Philosophie zu liefern, aus der hervorgeht, warum z.B. Kuhn, Kripke und Rawls drei bedeutende *Philosophen* der Gegenwart sind (und nicht, wie man verallgemeinernd und schmeichelnd auch sagen könnte, „Gelehrte" oder „Denker"), ganz zu schweigen davon, warum sie alle drei „analytische" Philosophen sind. Kuhn hat Physik studiert und trotzdem revolutionierte er die Wissenschaftstheorie. Kripke ist ein großer Logiker, der ein ordnungsgemäßes Studium vermied. Er steckte zusammen mit einigen Philosophen, und das genügte, um sich für deren Theorien zu interessieren. Wie ich schon sagte, ist Rawls nicht stärker der Philosophie verbunden als der Politikwissenschaft oder Jurisprudenz. Nach meiner Ansicht sollte man darauf verzichten, ahistorische Definitionen von Philosophie zu konstruieren, die die Philosophie von anderen Wissenschaftszweigen abheben. Man muß erkennen, daß Reichenbach gerade das für möglich hielt und daß die analytische Philosophie lange Zeit ein Selbstverständnis gepflegt hat, das von dieser Möglichkeit abhing. Denn Reichenbach zufolge wurde die Philosophie deswegen zur Philosophie, weil es angeblich eine bestimmte Menge von Problemen gibt: nämlich Probleme über das Wesen und die Möglichkeit wissenschaftlicher Erkenntnis, sowie deren Beziehung zur übrigen Kultur. Analytische Philosophen glauben immer noch, daß es *einige* Probleme gibt, die *philosophischer* Natur sind. Gleichwohl können sie nicht länger Reichenbachs Liste akzeptieren oder Kriterien für eine neue Liste aufstellen. Stattdessen sehen sie einfach zu, wie die Liste alle paar Jahre erneuert wird. Einer der Gründe, warum man zu den verschiedenen Tagungen der Philosophischen Gesellschaft der USA (APA) geht, besteht darin herauszufinden, welche Probleme gerade in Mode sind – worüber heutzutage die „Spitzenleute" reden. Denn heute reicht es aus, daß ein bekannter Philosophieprofessor ein interessantes Papier über ein Problem schreibt, damit es als ein „philosophisches" angesehen wird. Der institutionelle Schwanz wackelt mit dem wissenschaftlichen Hund. Wir können über die Beziehung zwischen unseren und den vergangenen Problemen nicht mehr sagen und schon gar nicht, wir verstünden die Probleme besser als z.B. Leibniz oder Hume. Stattdessen haben wir ein blühendes Geschäft vor uns, das nicht älter als ein Jahrzehnt ist und allein durch die blanke Intelligenz der in ihm tätigen Personen gerechtfertigt ist.

Wenn ich behaupte, daß die „analytische Philosophie" nur eine stilistische und soziale Einheit darstellt, behaupte ich damit nicht, sie sei etwas Schlechtes oder in schlechter Verfassung. Ich will damit nur sagen, daß sie dieselbe Art Fach ist, wie wir es in den anderen geisteswissenschaftlichen Fachbereichen finden, wo allerdings keine oder zumindest weniger und geringere Ansprüche an „Exaktheit" und „Wissenschaftlichkeit" erhoben werden. Zurecht kämen uns solche Gebilde wie „die wissenschaftliche Geschichtswissenschaft" oder „die objektive Literaturkritik" als nicht ganz geheuer vor, weil uns eben schon die Begriffe die dahinterstehende Engstirnigkeit und Kleinkariertheit eines großspurigen *Ordinarius* ankündigen, der seine Widersacher ausstechen will. Die Behauptung, die Mögliche-Welten-Semantik sei im Augenblick in mehreren bedeutenden philosophischen Fachbereichen in den USA in Mode, unterscheidet sich weder von der Behauptung, Geschichtsschreibung à la Braudel sei augenblicklich in den geschichtswissenschaftlichen Fachbereichen in den USA in Mode noch von der Behauptung, eine Kritik à la Derrida sei in der Literaturwissenschaft in Mode. Wenn man behauptet, daß solche Richtungen in Mode sind, behauptet man nichts weiter als daß etwa Richard Montague oder Fernand Braudel oder Jacques Derrida Bemerkenswertes geleistet, sowie viele Leser und Nachahmer haben. Es wäre falsch, mehr behaupten zu wollen und etwa in der Art Reichenbachs zu erklären versuchen, daß es Montague schließlich gelungen sei, irgendein hartnäckiges „Problem der wissenschaftlichen Philosophie" oder irgendein „herausragendes Problem der analytischen Philosophie" klar zu formulieren oder zu lösen. Jede Ahnenforschung, die wir hier betreiben würden, um derartige Behauptungen zu stützen, würde höchst unplausibel und willkürlich werden. Dasselbe träfe auf den Versuch zu, beweisen zu wollen, daß Derrida der wahre Nachfolger von Brooks sei oder Braudel der von Ranke. Demgegenüber sollten wir, wie unsere Kollegen aus den Geschichts- und Literaturwissenschaften, etwas gelassener sein und zugeben, daß wir uns von den Naturwissenschaften genau darin unterscheiden, daß wir weder von vornherein *wissen*, was unsere Probleme sein werden, noch Identitätskriterien aufzustellen *brauchen*, die uns sagen, ob wir uns mit denselben Problemen wie unsere Vorfahren beschäftigen. Wenn wir uns diese Gelassenheit zu eigen machten, würden wir den institutionellen Schwanz mit dem pseudo-wissenschaftlichen Hund wackeln *lassen*. Wir würden dann zugeben, daß unsere Genies Probleme und Programme nur erfinden und nicht durch die Sache selbst oder durch den „gegenwärtigen Forschungsstand" mit ihnen konfrontiert werden. Man könnte statt dessen auch sagen, daß eine humanistische Kultur sich dadurch auszeichnet, daß sie weder versucht, Neues auf Altes zurückzuführen, noch auf einer vorschriftsmäßigen Liste von Problemen und Methoden sowie Terminologie zur Formulierung der Probleme besteht. Diese Einsicht Gadamers kann man in Kuhns Worten ausdrücken, wenn man sagt, daß das Wichtigste nicht darin besteht, „wissenschaftlich" zu sein, sondern darin, einen fachspezifischen Rahmen zur Weiterführung der Arbeit zu besitzen, der ein vernünftiges Gleichgewicht zwischen „Standards" und Offenheit aufrechterhält — oder, um es mit Habermas zu sagen: was zählt, ist, daß die Kommunikation unverzerrt weitergeht.

3. Analytische Philosophie, Klugheit und Begriffserklärung

Die von mir empfohlene Gelassenheit bedeutet, daß wir uns weder darüber den Kopf zerbrechen sollten, ob die analytische Philosophie sich die „Wissenschaftlichkeit" bewahrt hat, die Reichenbach zufolge der Logische Positivismus besaß, noch darüber, ob das, was wir oder ein anderer tun, auch „wirklich Philosophie" ist. Wir sollten hundert Blumen blühen lassen, sie während ihrer Blütezeit bewundern und ihre Pflege den Geistesgeschichtlern des nächsten Jahrhunderts überlassen. Aber die meisten analytischen Philosophen haben nicht diese gelassene Haltung. Sie würden vielmehr darauf bestehen – wie wir das auch immer machen, wenn es um die Bewilligung von Forschungsgeldern geht – daß Philosophen sich wohl durch etwas Bestimmtes von anderen Wissenschaftlern unterscheiden. Dieses Merkmal besteht nicht darin, daß sie sich mit einer abzählbaren Menge von Problemen beschäftigen, wie Reichenbach glaubte, sondern in dem Besitz einer besonderen geistigen Tugend. Analytische Philosophen denken, sie seien *klüger* als irgendein Germanist, Historiker, Soziologe oder Mediziner. Sie glauben, daß ein Verdienst in Sachen Philosophie weniger darin besteht, Probleme gelöst zu haben als vielmehr darin, einfach klug zu sein (zumal sie stillschweigend zugeben, daß jeder für sich bestimmen kann, was als Problem und erst recht, was als Lösung eines Problems anzusehen ist). Ich will sagen: es gibt eine ganz bestimmte Art Talent und eine bestimmte Weise zu denken, die für Philosophen typisch ist. Wenn jemand danach fragte, worin genau diese geistige Tugend namens „philosophische Fähigkeiten" liegt, würde man ihm vermutlich antworten, daß ein fähiger Philosoph in der Lage sein sollte, in x-beliebigen Argumenten mögliche Fehler zu erkennen. Außerdem sollte er dazu auch dann in der Lage sein, wenn es sich um Argumente aus einem anderen Gebiet als der Philosophie handelt. Deswegen sollte er auch für eine x-beliebige Behauptung, ganz egal wie blödsinnig sie ist, die bestmöglichen Argumente finden können. Philosophische Fähigkeit besteht idealerweise darin, die logischen Beziehungen zwischen allen möglichen Behauptungen zu erkennen und daher jedes mögliche Argument vorbringen sowie kritisieren zu können.

Ich glaube, es trifft zu, daß gerade analytische Philosophen diese Fähigkeit in besonderem Maße besitzen. Ein durchschnittlicher analytischer Philosoph kann wahrscheinlich besser argumentieren als ein durchschnittlicher Rechtsanwalt (obwohl er nicht unbedingt besser argumentieren können muß als der Herausgeber einer Juristenzeitschrift). Er kann auch besser als der durchschnittliche Literaturwissenschaftler argumentieren (obwohl er wahrscheinlich nicht besser argumentieren kann als der durchschnittliche klassische Philologe). In den USA wird ein Professor einen Studenten kaum ermutigen, an einem angesehenen philosophischen Fachbereich zu studieren, wenn er nicht diese Art geistiger Tugend besitzt. Und wenn man dieses Geschick im Argumentieren nicht hat, aber gerne Platon, Augustinus, Spinoza, Kant, Hegel usw. liest, wird man es nicht wagen, an einem solchen Fachbereich zu studieren. Man wird bei einem Studium der Vergleichenden Literaturwissenschaft, der Politikwissenschaft oder der Geschichte enden. Daher muß das Bild, das die analytischen Philosophen sich von sich selbst

machen, verdeutlicht werden. Diesem Bild zufolge sind sie zwar keine Spezialisten auf einem bestimmten Gebiet der wissenschaftlichen Forschung, aber doch ein *Elitekorps*, das eher durch Talente als durch gemeinsame Probleme und Lösungen zusammengehalten wird – sozusagen die *Finanzinspektoren* der Universitäten. Daher wird es für die analytische Philosophie immer weniger wichtig, ein in sich stimmiges, metaphilosophisches Bild von sich zu haben und die Frage beantworten zu können „Was kann als ein ‚speziell philosophisches' Problem angesehen werden?". Es wird immer unwichtiger, zwischen den von Kuhn, Kripke und Rawls diskutierten Themen Zusammenhänge herstellen zu können. Es wird für die analytische Philosophie auch nicht mehr so wichtig sein, eine Darstellung ihrer Beziehung zur Vergangenheit zu haben, wie sie von Reichenbach für den Positivismus geliefert worden war. Denn was zählt, sind eher allgemeine Kenntnisse als gemeinsame Probleme oder eine gemeinsame Herkunft.

Das heißt, daß die These „Die Philosophie ist heute wissenschaftlich und nicht spekulativ" etwas völlig anderes für die gegenwärtige analytische Philosophie bedeutet als damals für Reichenbach. „Wissenschaftlich" heißt heute soviel wie „argumentativ". Der Gegensatz zwischen dem Alten und Neuen ist nicht mehr mit dem Gegensatz zwischen einer unreifen, vorwissenschaftlichen und einer reifen, wissenschaftlichen Diskussion einer bestimmten Menge von Problemen identisch, sondern mit dem Gegensatz zwischen verschiedenen Stilen – dem „wissenschaftlichen" Stil und dem „literarischen" oder „historischen" Stil. Der wissenschaftliche Stil fordert, daß Prämissen explizit angegeben statt zum Raten angeboten werden und daß Begriffe statt durch Anspielungen durch Definitionen eingeführt werden. Der literarisch-historische Stil vermeidet die Argumentation zugunsten der „Vision"; er spinnt ein Netz aus Wörtern, erzählt Geschichten, schlägt ein Sprachspiel vor, in der Hoffnung, das Ergebnis sei eine neue Form geistigen Lebens.

Wenn das richtig ist, was ich im letzten Abschnitt gesagt habe, dann ist dieser Übergang von Inhalten zum Stil klar und sogar vorhersagbar gewesen. Wenn ein Fach keinen festumrissenen Gegenstandsbereich hat und es keine von allen Universitäten anerkannten Leistungsmaßstäbe gibt, müssen *stilistische* Kriterien herhalten. Genau das ist nach meiner Ansicht der analytischen Philosophie widerfahren, als sie im Laufe der letzten dreißig Jahre von ihrer positivistischen zur nachpositivistischen Stufe überging. Doch, um es noch einmal zu sagen, ich betrachte das nicht als eine Verunglimpfung. Ich will nicht etwa nahelegen, die Philosophen würden etwas tun, was sie nicht tun sollten. Da ich nicht der Überzeugung bin, die Philosophie *habe* ein Wesen oder eine Botschaft, will ich auch *nicht* behaupten, die analytische Richtung sei von ihrer ursprünglichen Größe abgewichen oder habe ihr Versprechen nicht wahrgemacht. In dem engen, professionellen Sinn besteht die Philosophie in nichts anderem als dem, was die Philosophieprofessoren tun. Ich kann für die üblichen und schlichten Methoden keinen Ersatz bieten, mit denen ein Dekan oder ein Bibliothekar entscheiden, welche Professoren „die Philosophen" sind. Denn wenn ein Berufsstand einen gemeinsamen Stil hat und ein Plätzchen in den Verwaltungsausschüssen der Universitäten, langt das, um identifizierbar zu sein und respektiert zu werden. Ein Berufsstand wird dann gesellschaftlich wertvoll,

wenn der sprachliche Stil seiner Mitglieder aus jener Art von Geschick beim Argumentieren besteht, wie ich es beschrieben habe. Eine Nation kann sich glücklich schätzen, mehrere tausend, ziemlich freie und ziemlich unspezialisierte Denker zu haben, die besonders gut vorwärts und rückwärts argumentieren können.

Irgendetwas an dem augenblicklichen Selbstverständnis der analytischen Philosophie ist jedoch nicht geheuer. Vielleicht kann ich das am besten so erklären: wir glauben leider, es uns als Verdienst anrechnen zu können, nicht nur klug, sondern auch weise zu sein. Aber wir sind zu diesem zweifachen Eigendünkel nicht berechtigt. Die analytischen Philosophen können nicht so tun, als besäßen sie sowohl die Fähigkeiten des Weisen als auch die Fähigkeiten des Sophisten. Philosophieprofessoren wurden traditionellerweise als weise betrachtet, weil man glaubte, sie hätten viel gelesen und erfahren, sich im Reich des Geistes besonders umgetan und hätten über die großen Probleme nachgedacht, die den Menschen schon immer bewegten. Diese Vorstellung leuchtete solange ein, wie das Studium der Philosophie im wesentlichen aus dem Studium der Geschichte der Philosophie bestand (wie es vor 1950 in den USA auch der Fall war und heute noch z.B. in Frankreich und Deutschland der Fall ist). Die positivistische Revolution jedoch veränderte das Bild vom Philosophen als einem Gelehrten zu dem eines Wissenschaftlers. Sie legte den Glauben nahe, der beste Philosophiestudent sei nicht der, der sich mit Geistesgeschichte beschäftigt habe, sondern mit Mathematik oder Physik. Im Verlauf des Übergangs zur nachpositivistischen analytischen Philosophie wurde das Bild vom Philosophen als eines Wissenschaftlers wiederum durch ein anderes ersetzt, obwohl es nicht ganz klar ist, durch welches. Vielleicht ist das angemessenste Bild vom analytischen Philosophen heute nicht mehr das eines Gelehrten oder Wissenschaftlers, sondern das des *Rechtsanwalts*. (Diese Vermutung wird durch die Tatsache nahegelegt, daß in den sechziger Jahren in den USA für viele Studenten mit Hauptfach Philosophie sich die Frage stellte, ob sie weiter Philosophie studieren sollten oder nicht besser Jura. Die Qualität der Philosophiestudenten mit Examen nahm in den siebziger Jahren erkennbar ab, als bekannt wurde, daß Rechtsanwälte weitaus mehr Geld verdienten als Professoren und daß die Professorenstellen besetzt waren.) Die Fähigkeit, einen guten Schriftsatz zu konzipieren, oder ein vernichtendes Kreuzverhör zu führen sowie die Fähigkeit, Präzedenzfälle zu finden, sind genau die Fähigkeiten, die die analytischen Philosophen selber für „speziell philosophisch" halten. Wenn man ein guter Rechtsanwalt oder ein guter analytischer Philosoph sein will, reicht es aus, auf einen Blick die logischen Beziehungen zwischen einer verwirrend großen Menge von Behauptungen erkennen zu können.

Falls diese Analogie stimmt, dann sind wir analytische Philosophen nicht nur keine Weisen mehr, sondern Exemplare eines Typs, den man traditionellerweise im Gegensatz zu dem Weisen sieht: wir sind, wie gesagt, Sophisten. Wir sollten uns nicht durch die Tatsache, daß Platon dem Begriff „Sophist" einen schlechten Ruf mit auf den Weg gab, irre machen lassen, was die Analogie angeht. Die Sophisten, die damaligen Rechtsanwälte, versuchten ganz gezielt und auch sehr selbstbewußt die Weisen zu ersetzen. Sie taten viel für die Erziehung der griechischen Jugend, für die Säkularisierung der griechischen Kultur, für die Entwicklung der

griechischen politischen Institutionen sowie für die Freiheit menschlichen Geistes. Analytische Philosophen zeichnen sich heute durch ähnlich gute Werke aus. Aber sie entsprechen nicht dem Platonischen Bild vom Philosophen als eines Weisen. Sie haben kein Spezialwissen, kein Wissen von ewigen Dingen, und sie besitzen keinen wirklich umfassenden und verläßlichen begrifflichen Rahmen, in den jedes mögliche Argument und jeder mögliche Gedanke eingepaßt werden kann. Reichenbachs Vorstellung von dem neuen „wissenschaftlichen" Philosophen war noch von dem Bild des Weisen geprägt, der so eine hervorragende und allumfassende Sicht hatte. Der Logische Positivismus erhob den Anspruch, den Spielraum menschlicher Entfaltungsmöglichkeiten abgesteckt zu haben. Die großen positivistischen Unterscheidungen zwischen dem Analytischen und Synthetischen, dem Faktischen und Normativen, dem Beobachtbaren und Theoretischen sind es gerade, die den größtmöglichen, begrifflichen Rahmen liefern, den der Platonische Weise angeblich besaß. Verglichen mit diesem gemeinsamen Streben, jede wichtige Untersuchung mithilfe eines neutralen Begriffsschemas einteilen, verstehen und kritisieren zu können, ist der Unterschied zwischen Platons falschen und „vorwissenschaftlichen" Antworten und Reichenbachs richtigen und „wissenschaftlichen" Antworten auf erkenntnistheoretische Fragen ziemlich unwichtig.

Die augenblickliche analytische Philosophie hat von dem Logischen Positivismus vor dreißig Jahren den Anspruch geerbt, ein sicheres Schema heuristischer Begriffe zu besitzen. Sie hat aber keines. Für das positivistische Schema hat sich kein Ersatzschema gefunden, das eine ähnliche Reichhaltigkeit auch nur anstrebt, geschweige denn eine Übereinstimmung unter den nachpositivistischen analytischen Philosophen erzielen könnte. Aber die Rhetorik, die wir des öfteren bei der Beantragung von Stipendien benutzen und die Herablassung, mit der wir oft Professoren aus anderen Fächern behandeln, unterstellt, wir beherrschten „begriffliche Fragen". Wir tun so, als seien wir nicht nur klug, sondern hätten auch noch ein geheimnisvolles Spezialwissen über „Begriffe". Doch wir haben kein derartiges Wissen, keinen höheren Standpunkt. Wir haben Reichenbachs heuristisches Gerüst und seine Liste der „Probleme der wissenschaftlichen Philosophie" auseinandergenommen. Wir haben nichts an seine Stelle gesetzt und sollten es auch nicht versuchen. Wenn wir irgendetwas in den letzten Jahrzehnten über Begriffe gelernt haben, dann eben dies, daß nämlich einen Begriff zu haben nichts anderes heißt als ein Wort verwenden zu können, daß Begriffe beherrschen zu können nichts anderes heißt als eine Sprache sprechen zu können und daß schließlich Sprachen nicht entdeckt, sondern geschaffen werden. Wir sollten die Vorstellung zurückweisen, daß wir zu einigen Superbegriffen Zugang hätten, d.h. zu Begriffen, die keiner bestimmten Epoche, keinem bestimmten Beruf, keinem bestimmten Teil der Kultur entstammen, sondern auf irgendeine notwendige Weise in allen untergeordneten Begriffen vorhanden sind und zu ihrer „Analyse" verwendet werden können. Wir sollten daher nicht länger dem alten, von Platon wie von Reichenbach geträumten Traum nachhängen, aus dem uns Wittgenstein aufweckte – dem Traum nämlich, die Philosophie sei die Wissenschaft der Wissenschaften, sie habe ein Wissen über das Wesen der (natur-)wissenschaftlichen Erkenntnis und sei das Ergebnis erfolgreichen Forschens nach dem Wesen alles Forschens.

In einem kleinen Exkurs über „angewandte Philosophie" will ich das zuletzt Gesagte verdeutlichen. Leider sind dort „begriffliche Fragen" beliebt. Wenn wir auf die Rhetorik des Weisen verzichten, brauchen wir nicht daran festzuhalten, daß wir Philosophen z.B. für einen Arzt, der in ein moralisches Dilemma geraten ist, den Begriff „Person" oder „wohlverstandenes Eigeninteresse" *analysieren* oder *klären* können, während er ihn einfach nur *benutzen* kann. Wir können höchstens die Art und Weise, in der verschiedene uns bekannte Philosophen (wie Mill, Hume, Spinoza, Kant oder Hegel) diese Begriffe verwendet haben, sowie ihre damit verbundenen Ausführungen schildern. Vielleicht trägt das etwas dazu bei, wie ein Arzt oder eine Ärztin solche Begriffe zukünftig verwendet und damit auch zu ihren zukünftigen Entscheidungen. Aber dadurch wird ihnen nicht etwa gesagt, was sie wirklich meinten oder welche Annahmen sie machten oder worum es eigentlich ging. Dadurch würde bloß etwas erreicht, was durch jede andere Bereicherung einer menschlichen Kultur erreicht würde, nämlich bisher unbekannten Alternativen, Zusammenhängen und Sprachen einen Sinn zu geben. Wir Philosophen können in dieser Situation nicht etwas ganz anderes tun als zum Beispiel ein Literaturkritiker oder Historiker. Sie erweitern nur den Spielplan und damit die Einbildungskraft. Über diese traditionell humanistische Aufgabe hinaus, tun wir nichts anderes als Rechtsanwälte: wir stellen Argumente für die Entscheidungen unserer Klienten bereit und lassen ihren Fall in einem besseren Licht erscheinen.

Nach meiner Ansicht machen wir uns in diesem Punkt etwas vor, weil wir oft Ärzten, Psychologen, Historikern, Literaturkritikern oder sonstwelchen Menschen begegnen, die Schlagwörter von bedeutenden Philosophen der Vergangenheit nachplappern. Daher nehmen wir an, wir Philosophen wüßten in einer Weise Bescheid, wie es bei denen nicht der Fall ist, die die Herkunft dieser Ausdrücke nicht kennen. Das folgt jedoch keineswegs. Wenn eine Ärztin zwischen der Achtung für die Würde ihres Patienten und der Notwendigkeit, seine Schmerzen zu lindern, hin und her schwankt, ist sie sich nicht über Sachen im unklaren, über die sich der Philosoph, der über die Vor- und Nachteile einer teleologischen und utilitaristischen Ethik debattieren kann, im klaren ist. Sich gut ausdrücken zu können ist von Vorteil, aber es ist nicht dasselbe wie die Beseitigung von Unklarheiten oder wie das Sich-klar-werden. Man kann sich eine größere Klarheit über die eigenen Alternativen verschaffen, indem man das Begriffsnetz der Schriftsteller, der Literaturhistoriker, der Sozialhistoriker oder der Theologen verwendet. Doch in keinem Fall – also auch nicht im Hinblick auf das Begriffssystem des Moralphilosophen – ist die Fähigkeit, sich besser auszudrücken, eine Entdeckung dessen, was man schon die ganze Zeit gemeint oder vorausgesetzt hatte. Wittgenstein hat uns unter anderem beigebracht, daß das Herausfinden der Prämissen eines Arguments, aus denen es folgt, nicht darin besteht, daß man herausfindet, was bei dem „wirklich im Kopf vorging", der das Argument vorbrachte – und diese Lektion hilft uns, uns von Reichenbach zu lösen. Außerdem hat er uns beigebracht, daß man weder notwendiger- noch üblicherweise ein Problem, ein Motiv oder eine Absicht entdeckt haben muß, wenn man etwas über sich selber erzählt. Die Konstruktion einer wissenschaftlichen Argumentation ist genauso wertvoll wie die Konstruktion einer

literarischen Geschichte. Aber es handelt sich dabei nicht um Entdeckungen einer schon vorhandenen Wirklichkeit, die nur darauf gewartet hat, durch „Analyse" oder „Reflexion" ausgegraben zu werden. Alles, was in den letzten dreißig Jahren innerhalb der analytischen Philosophie geschehen ist, hat uns geholfen, die Unterschiede zwischen solchen Konstruktionen und jenen wissenschaftlichen Entdeckungen zu sehen, an die Reichenbach das philosophische Forschen angleichen wollte.

4. *Die Kluft zwischen der „analytischen" und der „europäischen" Philosophie*

Bis jetzt habe ich gesagt, daß die analytische Philosophie durch ihre innere antipositivistische Dialektik dazu gezwungen worden ist, von einem Selbstverständnis Abstand zu nehmen, demzufolge sie eine Wissenschaft ist, die Resultate erzielt und sich jetzt so zu verstehen, daß sie nur noch in der freien – und man möchte fast sagen „spekulativen" – Ausübung des Argumentationsgeschicks besteht. „Spekulativ" bedeutet soviel wie „durch keine vorgegebenen Unterscheidungen oder Liste von Problemen eingeschränkt". Ein *wiedererstandener* Reichenbach wäre vermutlich über diesen Mangel an einschränkenden Bedingungen, über die Zungenverwirrung und über die Ausuferung der Probleme und Programme in der gegenwärtigen Philosophie in den USA entsetzt. Doch er würde den Stil, das Beharren auf Argumenten und die dialektische Schärfe bewundern. Er würde das weitverbreitete Mißtrauen gutheißen, das unter Philosophen denjenigen gegenüber vorhanden ist, die, wie er sich ausdrückte, „in Literatur und Geschichte bewandert (sind), aber sich nie die präzisen Methoden der mathematischen Wissenschaft zu eigen gemacht (haben)". Er würde jenem bekannten analytischen Philosophen zustimmen, der bemerkte, daß die „geistige Sauberkeit" verlange, weder Derrida noch Foucault zu lesen. Diese Einstellung hat jedoch im akademischen Bereich zu einigen praktischen Problemen geführt, die in der Frage gipfeln: Wer lehrt Hegel? Diesen Problemen wende ich mich nun zu.

Reichenbachs Antwort auf diese Frage lautete: „Wenn möglich, dann keiner". Diese Antwort erscheint ganz sinnvoll, wenn man Hegel als jemanden betrachtet, der erfolglos versuchte, sich mit demselben Problem zu beschäftigen, mit dem sich Locke, Leibniz, Hume und Kant beschäftigen wollten – nämlich das Wesen, die Möglichkeit und das Ausmaß der Leistungen der Naturwissenschaften zu verstehen. Das war sicher nicht Hegels Stärke. Die Antwort ist auch dann sinnvoll, wenn man die *Logik* sowie Hegels schöne Reden über „System" und *„Wissenschaft"* hervorhebt. Aber das sind nicht die Teile in Hegels Werk, die für Marx zählten oder, noch allgemeiner gefaßt, für das historische und politische Denken des neunzehnten Jahrhunderts. Was zählte, waren genau die Teile, die nichts mit der Erkenntnis der Natur und dem Phänomen der aufkommenden Naturwissenschaften zu tun hatten, sondern mit dem historistischen Selbstverständnis und der Selbstbestimmung des Menschen: die *„Phänomenologie des Geistes"*, die *„Philosophie des Rechts"* und die *„Philosophie der Geschichte"*. Mit diesen Arbeiten begann eine Reihe von Versuchen über den Verlauf der menschlichen Geschichte. In diese Reihe gehören

Marx, Nietzsche, der späte Heidegger und Foucault. Die Arbeiten dieser Philosophen sind keine „philosophischen Systeme". Sie versuchen weder, Lösungen für das Problem der Subjekt-Objekt-Beziehung, noch für irgendeins der Probleme zu finden, die nach Reichenbachs Ansicht die Naturwissenschaft des 19. Jahrhunderts gelöst hatte. Die Frage „Wer soll Hegel lehren?" ist also nur eine Abkürzung für die Frage: „Wer liest über all die genannten Philosophen, über all den ‚europäischen Kram'?".

Offensichtlich lautet die Antwort: „Derjenige, der sich darüber auskennt". Diese Antwort stimmt auch, doch wir können nur dann mit ganzem Herzen zustimmen, wenn wir eine Reihe künstlicher Probleme beiseite schieben. Eins davon heißt: „Sind die europäischen Philosophen auch wirklich *Philosophen*?" Weil analytische Philosophen philosophische Fähigkeiten mit einem argumentativen Geschick identifizieren und weil sie feststellen, daß sich in einer ganzen Wagenladung Heidegger und Foucault kein einziges Argument findet, unterstellen sie, daß das Leute sein müssen, die versuchten, Philosophen zu sein, es aber nicht schafften, unfähige Philosophen also. Das ist genauso töricht wie etwa die Behauptungen, Platon sei ein unfähiger Sophist oder ein Igel sei ein unfähiger Fuchs. Hegel wußte, was er von den Philosophen zu halten hatte, die die Methode und den Stil der Mathematik nachahmten. Er hielt *sie* für unfähig. Doch diese gegenseitigen Vorwürfe der Unfähigkeit nutzen niemandem. Wir sollten die Frage, was Philosophie wirklich ist oder wer wirklich als Philosoph gelten kann, einfach nicht stellen. Wir sollten die Tatsache akzeptieren, daß europäische Philosophen wahrscheinlich nicht von denjenigen gelesen oder gelehrt werden, die besonders gut argumentieren können, und daß die analytische Philosophie wahrscheinlich nicht von denjenigen gelesen oder gelehrt wird, die gerne Geschichten erzählen, Begriffsnetze spinnen und Visionen ausdrücken wollen. Philosophieprofessoren, die gute Rechtsanwälte, aber schlechte Literaturkritiker abgegeben hätten, sollten nicht über Kollegen ungehalten sein, die zwar gute Literaturkritiker, aber schlechte Rechtsanwälte abgegeben hätten und umgekehrt.

Unser Zeitalter ist weder das erste noch das letzte, in dem Intellektuelle, deren Selbstbeschreibung das Wort „Philosophie" enthält, zu unterschiedlichen Gruppen gehören und um Gebiete rangeln. In den USA hat sich im späten 19. Jahrhundert das, was wir heute „Philosophie" nennen, von dem abgesondert, was wir heute „christliche Apologetik" nennen und zwar mit dem gegenseitigen Vorwurf, „überhaupt kein wirklicher Philosoph zu sein". Ganz ähnliche Sachen sind passiert, als das, was wir heute „empirische Psychologie" nennen, sich selbständig machte. Uns allen sind die aktuellen Auseinandersetzungen zwischen philosophischen und mathematischen Fachbereichen vertraut, in denen es um die Bezahlung des einzigen mathematischen Logikers geht, den sich die Universität leisten kann. Solche Debatten um Geld und Macht rufen eine Menge *ad hoc*-Rhetorik über „das Wesen des Fachs" hervor, bei der ein erfahrener Kultusminister automatisch abschaltet. Nur dann werden solche Debatten gefährlich, wenn eine von beiden Seiten behauptet, daß der von der anderen Seite angebotene Unterrichtsstoff *überhaupt nicht* gelehrt werden sollte.

Leider werden derartige Sachen behauptet. Ich habe es selber erlebt, wie analytische Philosophen über Fachbereiche der Vergleichenden Literaturwissenschaft wütend wurden, weil sie philosophisches Gelände betreten hätten, indem sie Nietzsche und Derrida lehrten – und wie sie noch wütender wurden, als der Vorschlag kam, daß die Literaturwissenschaftler selber darüber lesen würden. Umgekehrt habe ich es erlebt, wie Fans der europäischen Philosophie an den Logeleien Anstoß nahmen, mit denen die analytischen Philosophen die Zeit der Studenten verschwenden und ihre Köpfe austrocknen. Diese Art Beredsamkeit ist ebenso witzlos wie gegenseitige Vorwürfe der Unfähigkeit. Sie ist obendrein gefährlich, denn sie kann dazu führen, daß auf Schulen und Universitäten keine Lehrer da sind, die interessierten Studenten bestimmte Bücher erklären können. Institutionen einer freiheitlichen Erziehung werden nur dadurch gerechtfertigt, daß in ihren Bibliotheken die Studenten fast alle Bücher finden – sei es nun Gadamer oder Kripke, Searle oder Derrida – und dann jemanden finden, mit dem sie darüber sprechen können. Wenn das ganze Gefeilsche darum, welcher Fachbereich die Zeche zu zahlen hat, vorüber ist, muß sichergestellt sein, daß im Endergebnis den Studenten keine Möglichkeiten versperrt bleiben.

Aus meinen Ausführungen ergibt sich, daß wir gegen das „Bauen von Brücken" zwischen der analytischen und der europäischen Philosophie nichts haben, aber auch nicht darauf hoffen sollten, etwas hervorzaubern zu können, was das Wertvollste aus beiden Lagern vereinigt. Ein solches Vorhaben könnte nach der Auffassung einiger Leute dann Erfolg haben, wenn beide Lager dieselben Probleme mit verschiedenen „Methoden" angingen. Aber erstens gibt es keine gemeinsamen Probleme: jemand, dem es um eine historische Darstellung geht, hat nicht die Probleme, wie sie in den „analytischen" philosophischen Zeitschriften diskutiert werden. Zweitens verwischt der Begriff „alternative Methoden" nur die wirklichen Unterschiede. Der Begriff der „mächtigen analytischen Waffen", den Reichenbach bemühte, ist für die tatsächliche Tätigkeit analytischer Philosophen nicht mehr bedeutsam. Die betreffenden Waffen waren nur die positivistischen Unterscheidungen, wie man sie zu seiner Zeit zu machen pflegte. Die von uns verwendeten Mittel erweisen sich irgendwann einmal nur als mehr oder weniger vorübergehende Unterscheidungen. Drittens hatte die nachhusserlsche „europäische" Philosophie etwas *gegen* „Methoden". Husserls Phänomenologie war das „europäische" Gegenstück zu Reichenbachs Logischem Positivismus, d.h. Ausdruck desselben Bedürfnisses nach „dem sicheren Gang einer Wissenschaft". Es handelte sich nur um eine kurze Unterbrechung der beispielhaft europäischen Reihe Hegel-Marx-Nietzsche-Heidegger-Foucault. Nietzsche, Heidegger und Foucault unterscheiden sich von Hegel und Marx genau dadurch, daß sie mit zunehmender Ernsthaftigkeit die Begriffe „System", „Methode" und „Wissenschaft" *aufgeben* und daß sie immer mehr (um mit Clifford Geertz zu reden) „die Grenzen der Fächer verwischen".

Wenn wir uns einmal von den sehnsüchtigen Reden vom Brückenbauen und dem gemeinsamen Kampf abwenden, erkennen wir, daß die Kluft zwischen der analytischen und der europäischen Philosophie zwar ein Dauerbrenner, aber harmlos ist. Wir sollten nicht annehmen, daran würde die Philosophie zerbrechen. „Philosophie"

ist nicht der Name einer natürlichen Art, sondern höchstens ein Name für eine zweckdienliche Weise der Einteilung der menschlichen Kultur in Verwaltungseinheiten. Sowohl eine Reichenbachsche Darstellung dessen, was als „wissenschaftliche Philosophie" zählt als auch eine Heideggersche Darstellung dessen, was als „ontologisch" statt als „ontisch" zählt, sind nur Kunstgriffe, um die Aufmerksamkeit auf einen Themenbereich zu lenken, den man erörtern will. Wenn man solche willkürlichen Einteilungen beiseite läßt und sich einem neutralen Begriff von Philosophie zuwendet, demzufolge die Philosophie kein bestimmtes Forschungsgebiet und kein bestimmter Stil ist, dann haben wir es mit einer weichen Definition wie der von Sellars zu tun: „Philosophie besteht darin zu sehen, wie die Dinge, verstanden im weitest möglichen Sinn, miteinander zusammenhängen, im weitest möglichen Sinn." Aber diese neutrale Definition von Philosophie hat wenig mit Philosophie in irgendeinem „professionellen" Sinn von „Philosophie" zu tun. Da sowohl die nachpositivistische analytische Philosophie als auch die nachphänomenologische europäische Philosophie mit der Reichenbachschen Vorstellung von einem dauerhaften, neutralen Begriffssystem, in das das ganze Denken und die Sprache passen muß, nichts mehr zu tun haben, sollten sie auf die Rolle des Weisen ebenso verzichten wie darauf, die oberste Autorität in Sachen Bedeutung oder bei der Rationalität von Behauptungen und Handlungen zu sein. Wenn sie sich auf diesen Verzicht geeinigt haben, können sie sich auch einigen, verschiedener Meinung darüber zu sein, ob das Entdecken von Problemen, über die man debattieren kann oder ob das Erzählen mitreißender Geschichten die lohnendere Ersatzbeschäftigung ist.

5. *Die Themen unter der Oberfläche*

Meinen weitschweifigen historischen Überblick kann man folgendermaßen zusammenfassen:

(1) Die analytische Philosophie begann als eine Bewegung von der Spekulation zur Wissenschaft: von der Philosophie als einem geschichtlich orientierten Fach zur Philosophie als einem in „logischer Analyse" wurzelnden Fach.

(2) Der Begriff der „logischen Analyse" wurde gegen sich selbst gewendet und in der Kritik der Philosophie der Alltagssprache sowie in der Kritik Quines, Kuhns und Sellars an der angeblich „wissenschaftlichen" Terminologie, die z.B. Reichenbach als selbstverständlich betrachtete, beging die logische Analyse langsam, aber sicher Selbstmord.

(3) Die analytische Philosophie wurde also ohne Stammbaum, ohne Sinn für eine Botschaft und ohne Metaphilosophie sitzengelassen. Das Studium der Philosophie verwandelte sich in ein Studium von Präzedenzfällen wie bei den Juristen. Die Urteilskraft von Studenten wurde dadurch geschärft, daß sie Vorabdrucke von Aufsätzen der jeweiligen Berühmtheiten lasen und versuchten, Einwände zu finden. Derart ausgebildete Studenten glaubten von sich selbst weder, daß sie eine Tradition fortsetzten noch, daß sie bei der Lösung der „herausragenden Probleme" an der wissenschaftlichen Front beteiligt seien. Viel eher

bezogen sie ihr Selbstverständnis aus einem Stil und der Qualität von Argumenten. Sie wurden eher Rechtsanwälte als Wissenschaftler – in der Hoffnung, daß ein interessanter Fall auf sie zukäme.

(4) Diese Entwicklung vertiefte die Kluft zwischen der „analytischen" und der „europäischen" Philosophie, weil Hegel, Nietzsche, Heidegger etc. in den philosophischen Fachbereichen nicht mehr gelesen wurden. In den Universitäten der USA wird diese Tradition jetzt in verschiedenen anderen Fachbereichen wie z.B. Geschichte, Politikwissenschaft, Literaturwissenschaft studiert.

(5) Im Ergebnis bleiben die philosophischen Fachbereiche in den USA irgendwo zwischen den Geisteswissenschaften (dem Haus ihrer Ahnen), den Naturwissenschaften (dem Bereich, in den sie einmal hineinkommen wollten, aber niemals voll akzeptiert wurden) und den Sozialwissenschaften (zu denen sie jetzt die Fühler ausstrecken) angesiedelt. Philosophieprofessoren alten Schlages, die fast ebensogut Historiker oder Literaturkritiker hätten sein können, sterben aus. Die Nachfolger scheinen sich gerne als eine Art freischwebender, analysierender Intellektueller zu verstehen, die „philosophische Sachverständigengutachten" für alles anfertigen können, was auf den Tisch kommt, die aber außerdem noch ein Gebiet haben, wo sie zu Hause sind und über ein Spezialwissen verfügen. Dieses Selbstbild läßt sich nur schwer halten. Die zunehmend kurze Halbwertzeit philosophischer Probleme und Programme macht es schwierig, das eigene Gebiet abzugrenzen. Die übrige Universität und Kultur standen (verständlicherweise) vor Rätseln, worin „philosophischer Sachverstand" bestehen könnte.

Meine Darstellung bezieht sich im wesentlichen auf Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen Arten von Professoren, Professoren mit unterschiedlichen Begabungen und folglich mit verschiedenen Interessen und Paradigmen. Sie bezieht sich auf Hochschulpolitik, die sich im großen und ganzen bloß daraus ergibt, welche Art Professoren in welchem Fachbereich sind. Probleme, die durch Hochschulpolitik entstanden sind, können durch noch mehr Hochschulpolitik gelöst werden. Man kann für das Ende des Jahrhunderts erwarten, daß die Philosophie in den USA die Wachstumsschmerzen der letzten dreißig Jahre überwunden haben und wieder einmal anfangen wird, ein eindeutiges Selbstverständnis zu entwickeln. Ich vermute, daß es das eines *neuen* Fachs sein wird, das nicht älter als fünfzig Jahre ist und das (wenn nicht in der Zwischenzeit die analytische Philosophie in den europäischen[6] Universitäten die Oberhand bekommen hat) nicht vorgibt, sich an das anzuschließen oder mit dem sich auseinanderzusetzen, was in anderen Teilen der Welt unter dem Namen „Philosophie" getrieben wird. Es gibt aber viele andere mögliche Drehbücher.

Bei dieser Darstellung fehlt jedoch etwas. Streitereien zwischen Professoren sind niemals ganz von wichtigeren Dingen losgelöst. Hinter dem Gegensatz zwischen der altmodischen „humanistischen" Philosophie (à la Dewey-Whitehead) und den Positivisten gab es noch sozusagen Themen unter der Oberfläche, und genauso verhält es sich mit dem augenblicklichen Gegensatz zwischen den Anhängern der „analytischen" und der „europäischen" Philosophie. Das schwere Atmen auf beiden

Seiten angesichts der Zählebigkeit des Gegners kündigt von Leidenschaften, die nicht allein durch universitäre Machtkämpfe erklärt werden können. Am Schluß meines Aufsatzes kann ich über die Themen unter der Oberfläche nicht mehr viel sagen. Doch ein Wort noch.

Obwohl Philosophie sich nicht mit etwas vergleichen läßt, was einmal heil war und jetzt kaputt ist, trifft dies jedoch auf etwas anderes schon zu – nämlich auf das Selbstverständnis des diesseitig eingestellten Denkers. Bis hin zu Kant betrachtete der weltlich eingestellte Denker das von den aufstrebenden Naturwissenschaften gewonnene Wissen als den Sinn seines Lebens. Im 19. Jahrhundert achteten Denker wie Huxley, Clifford und Peirce die wissenschaftliche Wahrheit als den höchsten menschlichen Wert, als das moralische Gegenstück zu der christlichen Furcht und Verehrung Gottes. Diese Figuren des 19. Jahrhunderts sind Reichenbachs Helden. Aber im 19. Jahrhundert entstand auch ein *neuer* Typ des diesseitig eingestellten Denkers, dem das Vertrauen in die Wissenschaft ebenso gründlich abhanden gekommen war wie der Aufklärung das Vertrauen in Gott. Beispiele für diesen neuen Typ sind Carlyle und Henry Adams. Das Bewußtsein dieses Typs wird von einem Gefühl der Zufälligkeit der Geschichte und der eigenen Sprache beherrscht sowie von dem Gefühl, daß die Welt irgendwie sinnlos ist, daß die Wahrheiten der Wissenschaft im großen und ganzen für die Katz sind und der Ausgang der Geschichte unbestimmt ist. Diese Art Denker besitzt eine auf die Spitze getriebene Diesseitigkeit, weil sie die Religion „der Wissenschaft" oder „der Menschheit" genauso als eine Selbsttäuschung ansieht wie die Religion von einst. Ihr Denken neigt zu Nietzsches Ansicht von der Wissenschaft, derzufolge sie nur eine Verlängerung der Theologie ist und beide bloß Ausprägungen der „ältesten Lüge". Die Haltung solcher Denker gegenüber „wissenschaftlicher" Philosophie wird durch Nietzsches geistreiche Bemerkung ausgedrückt: „Ich fürchte, wir werden nie aufhören können, an Gott zu glauben, weil wir immer noch an die Grammatik glauben."

In unserem Jahrhundert ist diese Kluft zwischen zwei Typen von Intellektuellen noch tiefer geworden. Es handelt sich auch nicht nur um eine hochschulpolitische Angelegenheit. Es handelt sich um die Kluft, die in etwa durch Snows Unterscheidung zwischen der „wissenschaftlichen Kultur" und der „literarischen Kultur" beschrieben wird. Dieser Antagonismus tritt dann hervor, wenn analytische Philosophen über den „Irrationalismus" munkeln, der in den literaturwissenschaftlichen Fachbereichen tobt und wenn europäische Philosophen sich über den Mangel an „Bedeutung für den Menschen" im Werk der Analytiker aufregen. Es handelt sich um den Gegensatz zwischen demjenigen Intellektuellen, der glaubt, daß so etwas wie eine „Anwendung wissenschaftlicher Methoden" für die menschliche Freiheit die größten Hoffnungen bietet und demjenigen Intellektuellen, der mit Heidegger und Foucault diesen Begriff der „wissenschaftlichen Methoden" als eine Maske betrachtet, hinter der die Grausamkeit und Verzweiflung eines nihilistischen Zeitalters lauern. Dieser Gegensatz kommt auch dann zum Vorschein, wenn von analytischen Philosophen die Bemerkung fallengelassen wird, daß Carnap emigrierte und Heidegger sich den Nazis anschloß oder daß Russell den Stalinismus durchschaute und Sartre nicht oder daß Rawls die normale bürgerliche Hoffnung auf die Herr-

schaft des Gesetzes teilt und Foucault nicht. Er hilft uns auch bei der Erklärung, warum Kripke, Kuhn und Rawls an der einen, Heidegger, Foucault und Derrida an der anderen Front kämpfen, obwohl sie verschiedene Interessen haben und sich mit ganz verschiedenen Themen befassen.

Ich sehe das als eine *politische* Kluft an, weil beide Lager von sich glauben, die Interessen einer globalen *Polis* zu verfolgen sowie die Autorität zu sein, die den Menschen die Gefahren der Gegenwart bewußt machen muß. Außerdem hängt die Unterscheidung zwischen „wissenschaftlichen" und „unwissenschaftlichen" Denkern auf vielerlei Weise mit vielen Gebieten zusammen, die in einem engeren Sinne „politisch" sind. Statt jedoch mich dahin zu begeben, möchte ich vorschlagen, daß wir solange wie möglich praktische Toleranz üben – daß jeder den anderen als ehrlichen, wenngleich irregeleiteten Kollegen ansieht, der sein Bestes tut, um diese dunkle Zeit aufzuhellen. Wir sollten uns besonders daran erinnern, daß die zwar vorhandenen Beziehungen zwischen der Hochschulpolitik und der Weltpolitik doch nicht so eng sind, um als Rechtfertigung dafür herzuhalten, die Leidenschaften der Weltpolitik in die Hochschulpolitik hineinzutragen.

Anmerkungen

1 Ges. Werke in 9 Bd., Hgg. v. M. Reichenbach und A. Kamlah, Braunschweig 1977, Bd. 1, S. 6

2 A.d.Ü.: Dieses Zitat wurde von mir übersetzt, da sich für die angegebene Stelle im englischen Original kein offensichtlich synonymes Äquivalent in der von Maria Reichenbach übersetzten deutschen Ausgabe fand. Dort (auf S. 88) gibt es nur eine ähnlich lautende Stelle, nämlich: „Hegels System dagegen erinnert an Bacons Beschreibung des Philosophen, der wie eine Spinne ein Gewebe aus seiner eigenen Substanz spinnt: Hegel hat zwar eine empirische Wahrheit gesehen, versucht aber, sie in ein logisches Gesetz umzudeuten, das in der Vernunft seinen Ursprung hat."

3 a.a.O. S. 142

4 Man vergleiche Kap. 18, Bd. 1, wo Reichenbach darauf besteht, daß die Zurückweisung von Versuchen, ein synthetisches Apriori zu bilden, ein Zeichen wissenschaftlicher Philosophie sei. Er untersucht dort auch Philosophen, die die Ergebnisse wissenschaftlicher Philosophie „in das Einleitungskapitel eines wissenschaftlichen Lehrbuchs verweisen möchten" und „behaupten, daß es eine unabhängige Philosophie gibt, die nichts mit wissenschaftlicher Forschung zu tun hat, sondern ihren eigenen Zugang zur Wahrheit besitzt." (a.a.O. 341)

5 a.a.O. S. 345

6 A.d.Ü.: Rorty verwendet für mein „europäisch" immer das Wort „continental", was strenggenommen nur das europäische Festland bezeichnet. An dieser Stelle muß natürlich „continental" auch genauso verstanden werden – so wie ein Engländer dieses Wort gebraucht und versteht. Darüber hinaus will Rorty „continental" sogar noch restringierter verstanden wissen als Sammelbezeichnung für europäische Philosophen – etwa Hegel, Marx, Nietzsche, Heidegger, Gadamer, Foucault, Derrida –, die in den USA von denselben Leuten gelesen werden und nur die Eigenschaft teilen, keine analytischen Philosophen zu sein. „Continental", und entsprechend in der vorliegenden Übersetzung „europäisch", sind deshalb künstliche Begriffe, die nur aus ihrem Kontrast mit „analytisch" verständlich sind.